**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 33 (1929-1930)
**Heft:** 11

**Artikel:** Die Wartende
**Autor:** Gysler, Luise
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-667522

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 27.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Rollen kamen, immer schneller, immer wirbliger. Er erlebte es mit, wie sein Kreis sich erweiterte und stets etwas Neues, Unvorhergesehenes ihn in Atem hielt. Gewiß, in der Gerwe hätte er seine Ruhe. Er hätte Tag für Tag seine Aufgabe und wüßte immer genau, was er gewonnen. Aber er liebte diese Ruhe nicht. Er liebte die Aufregungen. Sie hielten ihn wach und sorgten dafür, daß er nicht frühzeitig verrostete.

Die Stimmung, die sich so schön gehoben hatte, flaute ab. Gerda setzte sich noch einmal an den Flügel, aus lauter Angst, die Aussprache könnte eine Wendung nehmen, die ihre ganze Zukunft gefährdete.

„Wir wollen später noch einmal darüber reden", sagte Vater Reichwein. „Besinnen Sie sich, Herr Doktor!"

Die Zeit war inzwischen vorgerückt. Sigmund Vonbühl entschuldigte sich, daß er aufbrechen müsse. Er habe morgen einen strengen Tag und brauche einen Kopf, der gut geschlafen.

Gerda bedauerte, daß ihr Bräutigam schon Feierabend gebot. Sie versuchte ihn zu bewegen, noch ein Weilchen auszuharren. Aber alle ihre Überredungskünste blieben fruchtlos. Der Mutter war es recht so. Es war ohnehin schon zu viel für sie gewesen, daß sie so lange aushielt.

Sigmund Vonbühl verabschiedete sich.

„Wir werden uns öfters sehen", sagte Vater Reichwein. „Es wird noch manches zu reden geben!"

„Gewiß! Und für die Einladung herzlichen Dank. Herzlichen Dank aber besonders für das große Geschenk, das Sie mir machen. Ich werde Ihnen beweisen, daß Sie sich keinem Unwürdigen verbunden haben."

Frau Reichwein gab ihm ihre zitternde Hand. Sie wischte sich eine Träne aus den Augen.

Gerda geleitete Sigmund ins Freie. Die Nacht war kalt und unwirtlich. Ein Windstoß fuhr daher. Die Lichter flackerten unruhig aus der Stadt herauf.

Über zwei Glücklichen aber triumphierte mit verzehrender Leidenschaft die Liebe. — —

(Fortsetzung folgt.)

## Und einmal, o Seele.

Die Sterne, die Sonnen,
So hoch und so viel,
Sie wandern und wandern
Zum Ende, zum Ziel.

Sie wandern und wandern. —
Doch einmal, ganz sacht,
Erlöschen sie leise.
Ihr Weg ist vollbracht.

Und einmal, o Seele,
Du himmlischer Strahl,
Erlischest auch du
Wie die Sterne zumal.

Zuletzt noch ein Fünkchen —
Und dann noch ein Gold —
O Tag, und du Leben,
Wie wart ihr so hold.

Johanna Siebel.

## Die Wartende.

Es war ein Zufall, daß der Künstler sein Gemälde wiederfand. Was ihm sonst nie geschah: gerade dieses hatte er aus den Augen verloren. Ein Händler hatte es direkt von der Ausstellung weg gekauft und weitergegeben, ohne ihm Mitteilung zu machen und als er sich endlich darum bekümmerte, waren die Spuren längst verwischt. Nun stand er diesem Werk nach Jahren unverhofft gegenüber in dem vornehmen Privathaus, dessen gefeierter Gast er war. Die Hausherrin, eine jener Frauen, die voll leise verschleiernder Kühle immer Rätsel aufgeben und die deshalb anziehen, hatte ihn nach Tisch allein durch die lange Flucht saalartiger Räume geführt und stand nun neben ihm im letzten, allerkleinsten Gemach. „Mein Wohnzimmer," bemerkte sie erläuternd. Der Künstler hielt mit einem leisen Ruf betroffen inne, als er sich so plötzlich seinem für immer verloren geglaubten Werke gegenüber sah.

„Sie besitzen dieses Bild, Frau Irene, und sagen es mir erst jetzt?" fragte er fast atemlos und versank in stummes Schauen. Irene Helffenberg hatte das Gemälde gekauft, weil es zu ihr gesprochen hatte, mehr als irgend ein anderes und hatte ihm den besten Platz gegeben in ihrem Wohnzimmer. Einfach und erlesen goldgerahmt, nahm es beinahe die ganze Schmal-

wand des Raumes ein. Eine alte Kommode, sattbraun nachgedunkelt, stand unter dem Gemälde. Ein eigenartig kubistisch gedachter Leuchter mit einer spitz zulaufenden hohen, roten Kerze, die in der schrägeinfallenden Sonne des Spätnachmittages durchschimmernd leuchtete, hob sich zum Bild empor als einzig belebende Note des gedämpft gehaltenen Raumes.

Der Maler stand und starrte und vergaß alles um sich her, selbst die Frau an seiner Seite, die ihn vor wenig Minuten noch gelockt hatte, wie geheimnisvoll flirrendes Licht über ruhigen Wassern. Frau Irene zog die Tür zu, setzte sich auf die mattgelbe Ottomane dem Bilde gegenüber und schaute nach demselben, wie sie es oft getan in unbeschäftigten Stunden, wenn ihr Geist leise versank ins Nur-Sein. Sie saß und rätselte und wußte nicht mehr, daß sie mit dieser langehin geplanten Überraschung einen Zug hatte tun wollen gegen den Künstler, der ihre zurückhaltende Kühle heben sollte, wie eine Maske, und ihm ihr wahres, dürstendes Antlitz zeigen sollte: „Sieh, so bin ich!" hätte sie sagen wollen. „Wie die Gestalt auf Deinem Bild. So warte auch ich durch den endlosen Tag, an die Tür gelehnt und schaue müde hinaus in den leise verblauenden Abend. Immer noch muß ich an das glauben, was aus dieser schimmernden Bläue zu mir geschritten kommt. Bist Du es? Ich weiß es nicht. Ich habe Dein Werk gehütet und habe es lebendig werden lassen; ich habe es genährt mit meinen Träumen und mit meiner unerfüllten Sehnsucht. Damit du mich findest, habe ich dich heute durch die prächtigen Räume in dies letzte, verborgene Gemach geführt, das mir allein gehört..."

Dies alles hatte die Frau dem Menschen in ihm sagen wollen, und nun kam es so ganz anders, als sie gedacht und geträumt hatte. Nun standen sie dem Bild als zwei Einzelwesen gegenüber, die nichts mehr davon wußten, daß sie vor einer kurzen Weile unaufhaltsam zueinander hingetrieben waren. Nun stand da der Künstler, dem in seiner überwachen Sensibilität kein Anreiz mehr genügte, um die Sinne zu befriedigen, und dort stand die Frau, die unter der Maske einer leisen Kühle ein dürstendes Antlitz krampfhaft verbarg. Sie lebten und schauten, ein jeder gesondert, ein jeder allein in seinem undurchdringlichen Glashaus.

Der Künstler trank Linie um Linie seines Werkes; Tönung um Tönung drang in ihn ein, wie Musik. Hier mußte er nicht kritisierend herantreten, hier durfte er nachleben, was er einst schaffend, halb bewußt in einer heißen Stunde aus sich selbst herausgestellt hatte. Es war ihm ein seltenes Mal vergönnt, sein Werk als Wesenhaftes zu empfinden. Sonst sah er Fehler und Mängel, lehnte ab und stellte Geschafftes achtlos beiseite, weil neue Probleme, tiefere, weiter gespannte, ihn vorwärts jagten. — Wie gehalten waren auf diesem Bilde die grauen Töne der Mauer, wie klar und edel der hochgeschwungene Bogen der geöffneten Tür; wie durchsichtig schimmerte das Blau der offenen Weite in den dämmrigen Raum; es strömte einem eine ganze, lebendige Welt entgegen, die begann bei dem zarten Gelb der Terrassenmauer und endete bei den leis angedeuteten fernen, silbernen Hügeln. All dies aber war kostbarer Rahmen für die schlanke Frauengestalt, die, fast lebensgroß, rechts an der Türe stand, sinnend, schauend, wartend. Der dunkle Schal, in den sie fröstelnd gehüllt war, zeichnete ihre fein abfallenden Schultern und berührte mit den Fransen beinah den Boden. Ein letzter Sonnenstrahl spielte im lockeren Haar und ließ es dunkelgolden aufschimmern...

Plötzlich zuckte der Maler zusammen. Seine wachen, gespannten Sinne, die spähend umhergingen, wie suchende Tiere, zeigten ihm auf einmal die Augen der Wartenden auf seinem Bild, wie sie gewesen sein mußten in jener Stunde. Er war beim Schaffen so verbissen gewesen in das Geheimnis des schmalen Rückens, daß er an ihre Augen nie gedacht hatte: jede Linie war Ausdruck geworden. Alles, was von ihr zutiefst gelebt worden war, war an die Oberfläche gedrungen und hatte gesprochen, gesprochen. Das war der verborgene, immerfort anstachelnde Reiz des Werkes gewesen: es aus dem Nichts zu formen, daß eine Gestalt, vom Rücken gesehen, mehr und Nachhaltigeres zu sagen wußte, als wenn ein Antlitz offen dagelegen hätte.

Nun mußte er zum ersten Mal an ihre Augen denken, die er so sehr geliebt: dunkel in Leid, golden in Freude. Wie mußten sie müde und trostlos über das abendliche Land gestarrt haben, während er das Bild gemalt hatte! Wie verlassen mußte sie sich gefühlt haben! War sie nicht in Wirklichkeit eine Wartende? Aber keine, die stark und überzeugt auf ein Neues hofft, die eine Erfüllung mit gesammeltem Willen

Baccio-Maria Bacci, Florenz: Attesa (Erwartung).

gleichsam zu sich heranzieht. Sie war eine hoffnungslos Wartende gewesen, eine, über deren Warten der Abend heraufsteigt und die dennoch die Tür hinter der Welt nicht zuschließen kann, um sich ruhig allein zu finden für die lange, dunkle Nacht. Nicht-mehr-Warten hätte für sie den Tod bedeutet. Ihre mißbrauchten Kräfte konnten nur noch das Eine: warten. Er hatte es damals nicht erkannt. Seine Augen hatten gesehen, ohne zu wissen; seine Hand hatte gemalt, ohne zu fühlen. Die Wartende seines Bildes war darob an seiner Seite leise vergangen, wie ein Licht, das verlöscht, weil es zur Neige gebrannt ist.

Schmerzlich atmete der Künstler auf und schaute um sich: er stand vor seinem wiedergefundenen Bild in dem kleinen, lichtgelb getünchten Gemach. Spätnachmittagssonne umspielte in breiten Strahlen die lange, rote Kerze auf der Kommode, daß sie emporflammte, wie ein Opferlicht. Irene Helffenberg saß auf der blaßgelben Ottomane, seltsam versunken, seltsam, von innen her, haltlos. So verloren schaute sie nach dem Bild an der Wand, daß der Mann sich fragte: „Was denkt sie wohl?" und sie wecken wollte, um das lastende Schweigen zwischen ihnen zu brechen: „Frau Irene!" sagte er behutsam, um sie nicht zu erschrecken. Da blickte sie zu ihm hin. Seine leis verlebten und verschwommenen Züge waren durchzittert von der Erkenntnis der verflossenen Minuten: es zuckte Schmerz darin auf über Verlorenes, ein Erschrecken lag darin vor nie wieder Gutzumachendem. Er stand da, wie ein kleiner Junge vor einem unwillentlich zerbrochenen Spielzeug.

Still sagte sie, und es war das Fazit, das sie unter eine süß gehegte Hoffnung setzte: „Sie hätten dieses Bild nicht so gemalt, nicht wahr, wenn Sie damals gewußt hätten, was Sie heute wissen?" Und mehr für sich fügte sie bei: „Im tiefsten Grunde wartet man ja gar nicht auf das Kommen eines Menschen, so endlos hin über Tag und Nacht..." Dann stand sie auf, die leis abwehrende Kühle wieder im Antlitz und schritt ihm voran durch die Flucht reicher Räume. Er aber schloß sorgfältig die Tür zum kleinen Wohngemach und warf einen letzten Blick nach seinem Bild: es leuchtete in kostbaren Tönen, und die Kerze auf der samtbraunen Kommode sandte rote Lichter verborgener Verheißung empor zu der still und versunken Wartenden.

Luise Gysler.

## Künftiger Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener große, klare,
Getrost, er fehlt dir nicht.

Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

Ludwig Uhland.

## „Walfang im Roßmeer".

Von Dr. Sepp Backer.

Als ich vor zwei Jahren zu einem kurzen Besuch in Hamburg weilte, hörte ich an einem Sonnabend, daß eine norwegische Walfang-Expedition einen Arzt für ihre Flotte nach dem südlichen Eismeer suchte. Über neun Monate sollte die Reise dauern, und am darauffolgenden Montag mußte der Arzt bereits in Rotterdam an Bord sein! Kurz entschlossen sagte ich zu, und so beschaffte ich denn an einem Nachmittag Tropen-, Polar- und Walfangausrüstung zugleich und fuhr an einem Sonntagnachmittag nicht, wie geplant, nach Blankenese, sondern nach Rotterdam, um von dort mit der zur Zeit größten und modernsten norwegischen Walfangflotte in das südliche Eismeer zu fahren. Nie werde ich den plötzlichen Entschluß zu dieser aus den verschiedensten Gründen hochinteressanten Reise bereuen, die nicht nur wegen des für uns Deutsche ganz fremden und unbekannten Walfanges einzigartig war, sondern vor allen Dingen auch wegen des ganz außergewöhnlichen Reisezieles der Expedition.